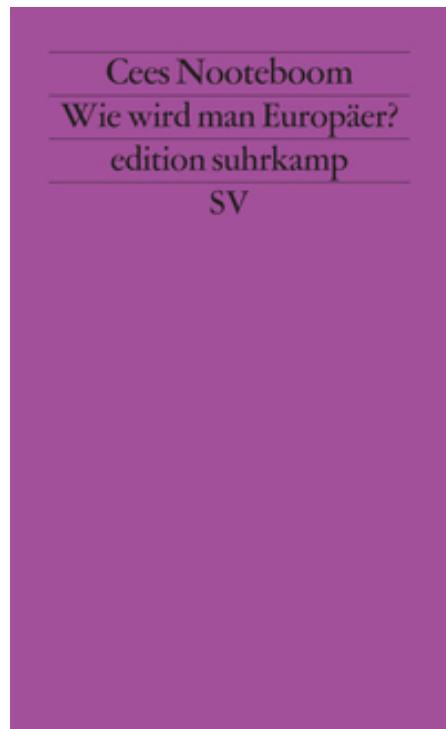


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Wie wird man Europäer?

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 1869
978-3-518-11869-6

es 1869
edition suhrkamp
Neue Folge Band 869

In dem ersten, 1955 erschienenen Roman von Cees Nooteboom, *Das Paradies ist nebenan*, reist der Ich-Erzähler von den Niederlanden über Paris in die Provence und von dort zurück in den Norden, nach Dänemark. In den 1991 erschienenen *Berliner Notizen* erkundet der Autor, von dem Standort Berlin aus, die Mythen und Befindlichkeiten der Deutschen. In seinem Roman, *Die folgende Geschichte*, legt sich der Ich-Erzähler abends in Amsterdam zu Bett und wacht am nächsten Morgen in Lissabon auf, das er durchstreift, um sich anschließend auf den Weg nach Südamerika zu machen. Und in *Umweg nach Santiago* durchquert Cees Nooteboom von Barcelona aus auf zahlreichen Umwegen und Umwegen Spanien, bis er schließlich in Santiago de Compostela anlangt. Auf fast niemand anderen trifft folglich die Bezeichnung »europäischer Erzähler« so genau zu wie auf Cees Nooteboom.

Europäer, so Cees Nooteboom, ist man nicht durch Geburt, sondern »durch harte Arbeit«. Gleichwohl hält Nooteboom die Europäer für eine besondere Spezies, die von der Wissenschaft untersucht werden müßte. »Wir sind für Regionalismus, wenn damit etwas Wesentliches bewahrt oder gefestigt werden soll, und dagegen, wenn er sich gegen andere richtet, wir verachten das Krebsgeschwür des gewalttätigen Nationalismus, gleichgültig, ob er von Iren, Kroaten, Basken oder Serben kommt, kurzum, wir sind diejenigen, auf die niemand hört.«

Cees Nooteboom

Wie wird man Europäer?

*Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen*

Suhrkamp

6. Auflage 2017

Erste Auflage 1993
edition suhrkamp 1869

Neue Folge Band 869

© 1993 by Cees Nooteboom
© der deutschen Übersetzung

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-11869-6

Inhalt

Wie wird man Europäer?

7

Die Pfeile des Zenon

19

Meine zehn wichtigsten Europa-Erfahrungen

I. Ein finsternes Spiegelbild

37

II. Das europäische Gespräch

48

Der Sturz der Propheten

56

Eine Frage aus Brüssel

68

Im Wartezimmer Europas

76

Nachweise

91

Wie wird man Europäer?

Wie wird man Europäer? An erster Stelle, indem man einer ist, und das lässt sich bewerkstelligen, indem man zum Beispiel in den Niederlanden geboren wird. Es scheint auch in Sizilien, Ostpreußen, Lappland und Wales möglich zu sein, aber weil ich nun einmal ein niederländischer Europäer bin, ist es wohl das Beste, darüber zu sprechen. Niederländer zu werden ist einfacher, als man glaubt. Wer bereit ist, in der Gestalt seiner Vorfahren das Meer zurückzudrängen, das Land trockenzulegen, sich von Burgundern regieren zu lassen, seine Herzogtümer und Grafschaften schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt in der Geschichte gegen eine Handvoll Provinzen einzutauschen und diese dann zur Republik der Vereinigten Niederlande zusammenzuschließen, wer achtzig Jahre lang Krieg gegen Spanien führen und Inselreiche auf der anderen Seite des Globus kolonisieren und sich wegen einer Handvoll verbliebener Monopole Seeschlachten mit England liefern will, das seinen Groll über jede verlorene Schlacht noch Jahrhunderte später in Ausdrücken wie *doubledutch*, *dutch uncle* und *going dutch* nährt, wer sich schließlich als wiedererstandener Bataver von einem Bruder Napoleons vorübergehend einem französischen Traum von imperialer Grandeur fügen und sich hundertvierzig Jahre später fünf Jahre lang von deutschen Truppen niederwalzen lassen will und während dieser ganzen Zeit weiter gerechnet, Hering gegessen, Handel getrieben, den Boden trocken gehalten und

Gott sei Dank auch gemalt, Mikroskope und Pendeluhren erfunden, am Seerecht gefeilt und Europäer höchst unterschiedlicher Herkunft aufgenommen hat, die aus ihren eigenen Paradiesen vertrieben worden waren; wer schließlich von guten Absichten in bezug auf den Rest der Welt besessen ist und die auch auf Teufel komm raus durchsetzen will, weil er überzeugt ist, die Welt besser zu kennen, als die Welt sich selbst kennt, da er sein Wissen von der Welt schließlich in langen Jahrhunderten als Käufer, Verkäufer, Regent und Opfer erworben hat; wer also die Bürde auf sich nehmen will, ganz, ganz klein und zugleich ein wenig groß zu sein, der ist Niederländer. Wenn sein Vater und seine Mutter während der fraglichen Zeit nun auch noch am richtigen Ort bleiben, wird er sogar als solcher geboren und erfüllt damit die erste Voraussetzung dafür, Europäer zu sein und es im folgenden vielleicht auch zu werden.

Einheit und Vielfalt Europas – ich habe versucht, diese beiden abstrakten Begriffe auf mein eigenes Leben zu übertragen. Denn wenn ich ein Europäer bin, und ich glaube, daß mir das jetzt allmählich, nach fast sechzig Jahren harter Arbeit, so langsam gelingt, dann bedeutet das folgerichtig auch, daß die europäische Vielgestaltigkeit meine niederländische Eingestaltigkeit beeinflußt und umgekehrt. Wenn das so ist, und in meinem Fall ist es sicher so, dann lohnt es sich vielleicht zu untersuchen, ob sich nachvollziehen läßt, wie dieser Prozeß vonstatten geht. Die Aufzählung all dessen, was meine Vorfahren getan und ertragen haben, war nicht nur eine Geistreichelei. Jeder Bürger ist nun mal außer all dem, was er sonst noch ist, ein Produkt, ein Sammelpunkt, ein Sammelbecken seiner eigenen nationalen Vergangenheit

oder, um es paradoxer auszudrücken, er steht auf der Spitze einer Geschichtspyramide, die er gleichzeitig auf seinem Kopf balancieren soll. Das ist schlechterdings unmöglich, wird aber von ihm verlangt: Das Produkt der Geschichte muß – bewußt oder unbewußt – diese Geschichte mittragen: Sie steckt in seinem Nationalcharakter, seiner Sprache, seinem sozialen und kulturellen Erbe, und zwar einem, das man nicht ausschlagen kann: Man ist bereits etwas, bevor man geboren wird, und so wurde ich am 31. Juli 1933 nicht nur eine Person männlichen Geschlechts, sondern auch noch Niederländer im zwanzigsten Jahrhundert. Erst viel später habe ich – angesichts der zahllosen anderen Möglichkeiten in bezug auf Zeit und Ort und der einen Alternative in bezug auf das Geschlecht – angefangen, mich darüber zu wundern. Für Jorge Luis Borges war die *perplejidad*, die Perplexität, der Kern seiner Haltung gegenüber dem Dasein und der Welt, und ich sehe eigentlich auch gar keine andere Möglichkeit: Die im Gewand der jeweils anderen daherkommenden Manifestationen von logischer Prädestination und unsinnigem Zufall, die Ort und Zeit unserer für uns selbst so wichtigen, zugleich aber so ephemeren Individualität bestimmen, scheinen mitunter mehr mit einer Form von Fiktion zu tun zu haben als mit der sogenannten Wirklichkeit. Wir schreiben alle unseren eigenen Roman, aber irgendwie scheinen ein anderer Schriftsteller oder mehrere andere Schriftsteller bereits aufdringlich und unausweichbar in den Plot eingegriffen zu haben.

In einem meiner Bücher habe ich geschrieben, daß die Erinnerung wie ein Hund ist, der sich hinlegt, wo er will, und in meinem Leben ist das sicherlich so. Von meinen

ersten fünf Jahren als niederländischer Staatsangehöriger weiß ich nichts mehr oder so gut wie nichts mehr, und ich denke, das kommt von dem Donner, mit dem ich am 10. Mai 1940, sechs Jahre alt, durch den Einmarsch der deutschen Truppen zum Europäer geschlagen wurde. Auch dies ist nicht nur eine Geistreichelei, ich glaube an diese Dinge, auch wenn ich den Zusammenhang erst spät erkannt habe. Seit einigen Jahren lebe ich einen Teil des Jahres, und zwar sehr gern, in Berlin, und erst jetzt wird mir bewußt, daß Deutsch die erste Fremdsprache war, die ich hörte, und damit auch das erste Stück europäischer Vielfalt, das sich mir darbot, beziehungsweise in diesem Fall aufdrängte. Schon vorher war ich durch die heilige Taufe in den mütterlichen Schoß der römisch-katholischen Kirche aufgenommen worden, einer trotz ihrer universalen Prätentionen doch sehr europäischen Institution. Nun habe ich das in Anbetracht meines Alters natürlich nicht richtig miterlebt, wenngleich es mich auf eigenartige Weise doch sehr befriedigt, daß die ersten Worte, die ein Fremder an meinen damals noch kahlen Schädel richtete, *lateinische* Worte waren, Formeln der marmornen Sprache, die mir später so wichtig werden sollte und Vater und Mutter all der europäischen Sprachen ist, die mit ihrer vielförmigen Schönheit, Klarheit und Sinnlichkeit das geistige Panorama geworden sind, in dem ich lese und lausche, ohne dem Geheimnis der Wörter je so nahe kommen zu können wie in meiner eigenen, unersetzblichen Sprache. Und das ist dann eine Hommage an das Vielfältige und zugleich an das einzigartige Eigene: daß man seine Bewunderung und Liebe zum Französischen, Katalanischen, Portugiesischen, Kastilischen und Italienischen optimal nur in der Sprache

ausdrücken kann, in der Hadewych, Ruusbroec, Vondel, van Eeden, Multatuli, Couperus, Achterberg, Slauerhoff und all die anderen schrieben, deren Gedanken und Gedichte für Sie versiegelte Geheimnisse sind, und die für mich unersetztlich bleibt, weil sonst die letzte Nuance und der entfernteste Gedanke nicht ausgedrückt werden können.

Zurück zu Europa, Mai 1940. Heinkel und Stukas bombardieren den Flugplatz Ypenburg ganz in der Nähe unseres Hauses, mein Vater hat einen Sessel auf den Balkon gestellt und schaut zu. In meiner Erinnerung sagt er nichts. Später folgt die Bombardierung von Rotterdam, der Horizont rot gefärbt. Der Sechsjährige war von einem unaufhörlichen Zittern erfaßt, damit es aufhörte, wurde sein Rücken mit eiskaltem Wasser abgewaschen. Unterdessen wurde am Roman meines Lebens geschrieben, ich brauchte nichts dazu zu tun. Nicht lange danach hörte man auf der Straße und im Radio die Sprache, in der ich später Hölderlin, Handke, Mann und Goethe lesen und in der ich selbst vorlesen sollte, nachdem meine Worte übersetzt worden waren.

Die Zeit nach dem Krieg ist in meiner Erinnerung kahl und leer. Wieder hatte einer versucht, Europa durch Zwang zu vereinen, und wieder war er gescheitert, weil Europa nun einmal nicht hegemonial regiert werden kann. Diese Vielfältigkeit ist von einem Körper allein nicht zu verdauen, dafür bedarf es einer ganz anderen, äußerst geheimnisvollen Alchimie. Soweit war es damals noch nicht und soweit ist es nach meiner Überzeugung auch heute noch nicht, es sei denn, man glaubte, daß Geld die mythologische Kraft besäße, zu erzwingen, wozu die Seelen noch nicht bereit sind; aber die Seele ist

vielleicht eine Kategorie, über die man hier in diesen heiligen Hallen nicht allzugern spricht, und sei es nur ihres unantastbaren Wesens wegen.

Unterdessen verbrachte ich diese leeren Jahre in Klosterschulen, einer tausend Jahre alten Erziehungsform, die von der europäischen Kulturgeschichte untrennbar ist. Durch die ersten Zeitungen, die ich las, drangen die Namen Adenauer und De Gasperi, Monnet und Schuman, Thorez und Togliatti, Franco und Salazar, Stalin und Molotow, Churchill und Eden an mein Auge, aber gleichzeitig erzählten mir Franziskaner- und Augustinermönche mittels Homer von den Irrfahrten eines Mannes, der mich nie mehr loslassen sollte, und durch Ovid, Buch II, Vers vierzehn und folgende, erfuhr ich vom göttlichen Ursprung Europas, von dem Gott, der so sehr in eine Königstochter verliebt war, daß er sich in einen Stier verwandelte und sie auf seinem Rücken entführte. Wer nicht oder nicht mehr genau weiß, wie das vor sich ging, kann es am Ende von Buch II nachlesen. So weiß wie unberührter Schnee ist das Fell des verliebten Stiers, seine Hörner sind von solch vollendeter Form, als habe sie ein Künstler geschaffen. Das Mädchen Europa hat schon fast keine Angst mehr vor ihm, sie hält ihm Blumen vor die schneeweißen Lippen, *mox adit et flores ad candida porrigit ora*, der verwandelte göttliche Verehrer ist beglückt und küßt ihr die Hände, sie setzt sich auf seinen Rücken, und dann ist es soweit, er *hat* sie und steht auf und läuft zum Meer und verschwindet mit ihr zu dem unsichtbaren Eiland, *tremulae sinuantur flamine vestes*, und ihre Kleider wehen hinter ihr im Wind...

Das war damals. Diesmal sind wir selbst Europa und

werden uns selbst entführen müssen, und dafür bedarf es einer Zauberkraft, die nicht nur durch Vorschriften, Gesetze und Unionen beschworen werden kann. Wer das glaubt, kennt uns nicht, und mit »uns« meine ich in diesem Fall seltsamerweise »sich selbst«.

Was lernte ich sonst noch von den Mönchen? Während in Nürnberg die psychische und physische Abrechnung mit dem Grauen begonnen hatte, lernte ich niederländische und europäische Geschichte, ohne die man sich, nach Wiener Rezeptur, weder in seiner Eingestaltigkeit als Niederländer noch in seiner Vielgestaltigkeit als Europäer erkennen und damit kennen kann. Aber sie lehrten mich auch noch etwas anderes, plötzlich forderten endlose Mengen fremder Wörter und Sätze Einlaß in diesen lebenden Speicher, mein Gehirn, nicht nur lateinische und griechische, sondern auch französische, deutsche, englische. Die meisten, hoffe ich, leben dort noch immer. Erst waren es nur Wörter, später wurden es Gebilde, Texte, Gedichte, Geschichten, Philosophien, und mit jedem fremden Wort ging etwas von diesem Gesamtsystem von Empfindungen und Denkweisen, von Charakter und Geschichte, das jede dieser anderen Sprachen mit sich trägt, in mich über, doch bei meinen eigenen, ersten Versuchen, die in Buchstaben gefaßte Fremdheit auszusprechen, erkannte ich bereits, denke ich, ihre Widersprüchlichkeit. Hier war nun eine geträumte Vielgestaltigkeit, doch sie blieb zweidimensional, die Wörter waren nicht frei, sie lebten nicht an ihrem angestammten Platz, nicht in freier Wildbahn, der Löwe war zwar ein Löwe, doch ohne Wüste, es waren Wörter in den Käfigen von Wörterbuch, Syntax und Grammatik, wenn ich sie wirklich kennenlernen wollte, mußte ich sie dort aufsu-

chen, wo sie daheim waren, ich mußte mich auf die Reise begeben.

Auf Reisen bin ich seither immer geblieben, aber einmal war jenes allererste Mal, wenn einer sich an die Straße stellt, den Daumen hebt und sich zu der Vielgestaltigkeit der anderen aufmacht, erst in die geheimnisvollen, zurückweichenden Fernen der schwedischen Wälder und des Nordkaps, wo Europa sich zu verlieren und in die menschenlose Leere des Pols zu verschwinden scheint, dann, mit einem Schock des Wiedererkennens, der immer noch nachwirkt, in den mediterranen Süden – die Provence und Italien –, in das laute und prachtvolle, theatrale, so hell erscheinende Europa, das den nördlichen Menschen immer wieder von neuem anzieht und von sich stößt, so daß er ein Leben lang Opfer seines eigenen suspekten Heimwehs bleibt, wenn er rings um den Parthenon oder zwischen den erhaltenen Monumenten des Forum Romanum umherstreift, von wo einst, vor zweitausend Jahren, Julius Cäsar aufgebrochen war, um die Belgier und die Bataver zu unterwerfen oder an sich zu binden, so wie auch die Gallier und die Iberer und die Helvetier und die Griechen in diesem ersten und für lange Zeit letzten Europa vereint waren.

»Wer schreibt, der schreibe im Geist dieses Meeres«, dichtete der niederländische Dichter Marsman. Ob mir das gelungen ist, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß alle Schriftsteller, die die Mönche mich lesen gelehrt hatten, an diesem Meer oder in seiner Nähe gelebt hatten, Platon und Cicero, Homer und Catull, Sophokles und Ovid, bevor man selbst ein Wort geschrieben hat, hat man ihre Worte bereits gelesen, was man auch tut, könnte man

ohne dieses Erbe nicht tun, das einzige, wozu man imstande sein wird, ist, nach den Worten von Octavio Paz, sich in die Tradition des Neuen einzureihen, Erbe in der endlosen Reihe anderer Erben, einer, der an dem unaufhörlichen Federkratzen und Murmeln teilhat, das nun schon seit fast dreitausend Jahren von diesem Kontinent aufsteigt, der fortwährende Diskurs, das Flüstern einzelner, der Dialog von Schulen, die Gedichte und Zeugnisse, von denen eines das Echo des anderen ist, der polyphonen, hinreißende, sich selbst widersprechende Chor von Babylon, unser Chor.

Weil fast jeder Schriftsteller mit den Versatzstücken seines eigenen Lebens beginnt, schrieb ich mit zwanzig einen Roman, in dem ein empfindsamer junger Mann niederländischer Herkunft ganz Europa durchstreift, um ein geheimnisvolles Mädchen zu suchen, von dem er in der Provence gehört hat. Das Buch hieß, wenn man den niederländischen Titel wörtlich übersetzt, *Philip und die anderen*, wobei die anderen diejenigen waren, denen man auf Reisen begegnet und die die Vielfalt verkörpern. Wie Sie sehen, hatte ich schon beizeiten mit diesem Vortrag begonnen. Natürlich findet der junge Mann sie, und natürlich verliert er sie wieder, aber erst, nachdem er den Hafen von Kopenhagen für sie mit den Gestalten aus seiner ersten, persönlichen Mythologie bevölkert hat, mit Scarlatti, Paul Eluard, dem spanischen Dichter Bécquer und dem niederländischen Dichter Lodeizen, den wir sorgsam hinter dem Gehege unserer Sprache vor Ihnen versteckt halten, weil Niederländisch neben Albanisch die vielleicht versteckteste Sprache des Kontinents ist. Nachdem ich dieses Buch beendet hatte und damit zum Schriftsteller ernannt worden war, hätte

ich meinem Freund, dem deutschen Philosophen Rüdiger Safranski zufolge eigentlich sterben müssen, und zwar deshalb, weil es ihm nicht gefiel, daß ich nach all den Jahren auf Abstand zu meiner früheren Unschuld gegangen war. Gestorben bin ich nicht, mir war eine bessere Idee gekommen, ich ging nach Spanien, und von dort bin ich eigentlich nie wieder weggegangen, eine europäische Schizophrenie, die nicht mehr heilbar ist, spaltet mich in ein südliches und ein nördliches Wesen; im Winter lebe ich in Amsterdam und in Berlin, im Sommer bin ich gnadenlos Spanien ausgeliefert, eines jener hybriden, überall unverstandenen Wesen, die an drei Orten gleichzeitig und zugleich nirgendwo heimisch sind, möglicherweise die ersten wahren Europäer, tapfere Versuchskaninchen des neuen Kontinents, die sowohl die Einheit als auch die Vielfalt in ihr eigenes Dasein inkorporiert haben. Man müßte uns untersuchen, wir sind von sehr großem Wert für die Wissenschaft. Wir lesen die *Frankfurter Allgemeine*, *The Guardian*, *Le Monde*, *Vrij Nederland*, *La Vanguardia*, *La Repubblica* und notfalls auch den *Diário de Notícias* und den *Osservatore Romano*, wir verabscheuen die Betise der großen Länder, die keine andere Sprache sprechen außer der eigenen und die dafür sorgen, daß das auch in der nächsten Generation so bleibt, indem sie im Fernsehen und in den Kinos alle anderen Sprachen hinter ihrer eigenen camouflieren, so daß sogar der *Klang* anderer Sprachen unterschlagen wird, wir verstehen nicht, daß dieselben Progressiven, die lamentieren, wenn eine unbedeutende Vogelart ausstirbt, lachen, wenn sie einen Menschen, vielleicht den letzten, in bayrischer Tracht sehen, wir fühlen uns erniedrigt, wenn wieder ein McDonald über

einen Teller Lungen in Schwaben siegt, einen Teller *tripa* in Florenz, einen *haggis* in Edinburgh oder Stockfisch in Navarra, wir sind für Regionalismus, wenn damit etwas Wesentliches bewahrt oder gefestigt werden soll, und dagegen, wenn er sich gegen andere richtet, wir verachten das Krebsgeschwür des gewalttätigen Nationalismus, gleichgültig ob er von Iren, Kroaten, Baschen oder Serben ausgeht, kurzum, wir sind diejenigen, auf die niemand hört.

Erlauben Sie mir, zum Schluß einen leichteren Ton anzuschlagen. Einmal habe ich versucht, alldem ein Ende zu machen, und zwar auf die einzige mir mögliche Art und Weise, in der Fiktion. Ich wollte mein geliebtes Vaterland so groß machen wie halb Europa und habe es daher am vorspringenden untersten Zipfel gepackt, sprich: der Provinz Limburg, genauer gesagt: Maastricht, und habe diese südliche Provinz zu einem Korridor lang gezogen, der weit über die Alpen bis nach Slowenien reicht, so daß die Niederlande sich über den ganzen Balkan bis zur griechischen Grenze erstrecken – noch weiter zu gehen, wagte ich nicht. Die Südlichen Niederlande nannte ich diesen neuen Teil unseres Königreichs, eine bergige Region, in der der alles gleichmachende Fortschritt noch nicht zugeschlagen hat, wo das Eigene noch seinen Platz hat, wo ein mittelalterliches Niederländisch gesprochen wird, wo die Phantasie noch nicht in einer unseligen Einförmigkeit erstickt ist und die Einheit aus einer unverdorbenen Vielfalt besteht. Der Erzähler dieses Buches war das seltsamste aller Wesen, ein Spanier, der Niederländisch spricht, das Buch hieß *In den niederländischen Bergen*, und nach einer Reihe obligater Dramen lebten die Hauptpersonen glücklich

bis an ihr Lebensende. Wer die Fiktion eines vereinten Europas Wirklichkeit werden lassen wird, weiß ich nicht, und wann das geschehen wird, schon gar nicht, aber ich weiß, daß viele Schriftsteller vonnöten sein werden, damit es für 350 Millionen Hauptpersonen ein gutes Ende nimmt.

Die Pfeile des Zenon

Für gewöhnlich ist es nicht Sinn der Sache, daß der, der eine Rede hält, seine Zuhörer mit den Problemen behelligt, die er beim Schreiben derselben hatte. Schließlich hat man ihn nicht umsonst dorthin gerufen, wo er jetzt steht. Man erwartet von ihm, sich zu einem bestimmten Thema zu äußern, und zwar aus dem Gedanken heraus, er sei sich seiner Sache sicher. Da wiederum bin ich mir nicht so sicher, denn ich tue zweierlei zur selben Zeit: Ich sitze an meinem Schreibtisch auf einer spanischen Insel, und ich stehe in Groningen und spreche zu Ihnen. Eine rätselhafte Geschichte, denn in beiden Fällen ist es *jetzt*, und die Tyrannei dieses *Jetzt* bewirkt, daß ich mit gespalterner Zunge spreche, etwas, was bei den Apachen, wie Sie sich erinnern werden, als verachtenswert galt. Vielleicht wollen Sie sich für einen Moment in die Schizophrenie meiner Gleichzeitigkeit versetzen: Das *Jetzt*, in dem ich spreche, ist ein Später oder Danach in bezug auf das *Jetzt*, in dem ich dieses niederschreibe. Das ist doch immer so, werden Sie denken, und vielleicht denken Sie auch noch: Wozu so viele Worte? Nun ist es aber so, daß zwischen dem *Jetzt* des Schreibens und dem *Jetzt* des Sprechens ein französisches Referendum liegt, das – um für einen Moment den hochtrabenden Ton der anderen anzuschlagen – über das Schicksal Europas und damit über Ihr und mein Schicksal entscheiden wird. Historische Augenblicke sind immer eine Verfälschung, da Millionen Atome der Absicht und des Zufalls – jene eigenar-

tige Mischung, aus der Geschichte nun einmal besteht – auf einen solchen Augenblick hinführen und ihn sätigen, bis er endlich aufbersten darf. Das ist von jeher so gewesen, und die Tatsache, daß der Augenblick diesmal vorher angekündigt wurde, spielt an sich keine so große Rolle. Was eine Rolle spielt, ist der meta-historische Aspekt daran, und damit meine ich eine andere Verdoppelung des *Jetzt*: wenn die Akteure, die Protagonisten oder, wenn Sie so wollen, die Täter sich bei ihrem Tun unentwegt im Spiegel beobachten, weil sie darin die Geschichte anzutreffen hoffen, *caught in the act*. Das gilt für die Politiker ebensosehr wie für das Volk. Ich werde nicht so schnell vergessen, wie nach einer der großen Demonstrationen in Ostberlin in den letzten Tagen der DDR dazu aufgefordert wurde, die Transparente abzuliefern. Eine Woche später sah ich sie »als Leihgabe des Historischen Museums« bei einer Ausstellung im Martin-Gropius-Bau wieder. Ich weiß noch, daß ich das damals leicht pervers fand, und ich bin mir nicht sicher, ob es das nicht auch ist. Wir leben im fortwährenden Kreuzfeuer der Medienspiegel, sowohl die Genannten als auch die Ungenannten unter uns, und damit meine ich die Politiker – sie – und die Masse – uns –, zwischen denen eine gegenseitige Abhängigkeit besteht, und beide versuchen, sich gegenseitig den Spiegel der Medien als Waffe, Machtinstrument und Abwehr vorzuhalten; schließlich hieß nicht umsonst ein sehr einflußreiches Blatt im vorigen Jahrhundert *Spectator* und in diesem Jahrhundert *Spiegel*. Diese und andere Spiegel, die uns nicht gehören, sind es, in denen wir sehen, was geschieht, während es geschieht, oder was wir tun, während wir es tun, und in denen wir nicht nur unser fortdauerndes, unaufhörliches